

M
I
C
H
E
L
L
E

Paris–Rom
oder
Die
Modifi-
kation

ROMAN

B
O
T
B

La Modification

B

SUHRKAMP

ACADÉMIE DE BERLIN

Suhrkamp



FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Paris–Rom oder Die Modifikation* von Michel Butor ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Der Handelsvertreter einer Schreibmaschinenfirma reist von Paris nach Rom. Zu Beginn der Fahrt glaubt er noch, dass er Frau und Kinder verlassen wird; in der italienischen Hauptstadt angekommen, will er seine Geliebte mit dem Entschluss überraschen. Doch sein Gewissen lässt ihm keine Ruhe, die ganze Nacht hindurch überdenkt er sein waghalsiges Vorhaben. Hin- und hergerissen zwischen der letzten Gelegenheit eines Befreiungsschlags und der Befürchtung, mit der Geliebten in eine ähnliche Situation persönlicher Abhängigkeit zu geraten, kann er sich einer Entscheidung nicht mehr lange entziehen.

Die Reise in *Paris–Rom oder Die Modifikation* ist viel mehr als eine Ortsveränderung, für den Handelsvertreter wird sie zur Wesensveränderung. Butor fängt die Atmosphäre – eine befremdliche Unvereinbarkeit mit der Welt – in intensiven Monologen ein. Langsam schwinden Raum und Zeit, die Gedanken des Reisenden gleiten in Traumwelten hinab, während die fremde Umgebung seine Anspannung noch verstärkt. In seinem preisgekrönten Roman schildert Butor ein ganzes Menschenleben – mitsamt aller Konflikte und Sehnsüchte.

Michel Butor war einer der radikalsten Vertreter des Nouveau Roman. Er suchte den Austausch mit anderen Künsten, ergründete das Zusammenwirken von Bild und Text und schuf eine neue Form der Reiseerzählung. Seine Bedeutung für die französische Literatur des 20. Jahrhunderts ist kaum zu überschätzen: *Paris–Rom oder Die Modifikation* brachte ihm 1957 den renommierten Prix Renaudot ein. Später verlieh ihm die Académie française den Grand prix de littérature für sein Lebenswerk.

MICHEL MARIE FRANÇOIS BUTOR wurde am 14. September 1926 in Mons-en-Barœul geboren. Er studierte Philosophie und Philologie an der Sorbonne und arbeitete als Französischlehrer u. a. in Ägypten und Griechenland. 1975 bis 1991 lehrte er an der Universität Genf französische Literatur. Neben Romanen erschienen zahlreiche Gedichtbände, Essays und Künstlerbücher mit experimentellen Texten, für die er mit Malern und Graphikern zusammenarbeitete. Michel Butor starb am 24. August 2016 in Contamine-sur-Arve.

MICHEL BUTOR

Paris – Rom
oder
Die Modifikation

ROMAN

Aus dem Französischen
von Helmut Scheffel

SUHRKAMP

*Paris–Rom
oder
Die Modifikation*

Erster Teil

I

Du hast den linken Fuß auf die Messingschiene gesetzt und versuchst vergeblich, mit der rechten Schulter die Schiebetür etwas weiter aufzustoßen.

Du zwängst dich durch die schmale Öffnung, dann ergreifst du deinen dunklen, flaschengrünen Koffer aus genarbtem Leder, diesen nicht zu großen Koffer eines Mannes, der zu reisen gewohnt ist, ergreifst ihn mit der linken Hand, die trotz seines geringen Gewichtes warm geworden ist, weil du ihn bis hierher getragen hast, hebst ihn an dem klebrig feuchten Griff hoch und spürst, wie nicht nur die Muskeln und Sehnen deiner Finger, deiner Handfläche, deines Handgelenks und deines Armes sich anspannen, sondern auch die deiner Schulter, der rechten Hälfte deines Rückens und die der Wirbelsäule vom Hals bis zu den Hüften.

Nein, für diese ungewöhnliche Schwäche ist nicht nur die kaum noch morgendliche Stunde verantwortlich, es ist auch das Alter, das dich von seiner Herrschaft über deinen Körper zu überzeugen versucht, und doch hast du gerade erst die Fünfundvierzig erreicht.

Deine Augen sind noch nicht richtig geöffnet und wie durch einen leichten Rauch verschleiert, deine Lider sind trocken und brennen, die Haut an deinen Schläfen ist gespannt und wie in kleinen Falten erstarrt, dein Haar, das sich lichtet und grau zu werden beginnt, was zwar anderen verborgen bleibt, nicht aber dir und auch nicht Henriette oder Cécile und nicht einmal mehr den Kindern, ist etwas wirr, und dein ganzer Körper ist in den Kleidungsstücken, die ihn einzwängen und behindern, in sei-

nem Zustand des unvollkommenen Wachseins wie von prikkelndem, kohlen säurehaltigem Wasser umspült, in dem zahllose Infusorien schwimmen.

Du bist in dieses Abteil eingetreten, weil der Eckplatz links von dir in Fahrtrichtung neben dem Gang frei ist, ein Platz, wie du ihn nach deiner Gewohnheit durch Marnal hättest reservieren lassen, wenn dazu noch Zeit gewesen wäre; nein, wie du ihn diesmal selbst bestellt hättest, denn bei Scabelli durfte niemand wissen, daß du für diese wenigen Tage ausgerechnet nach Rom fährst.

Dem Platz gegenüber, auf dem du dich für diese Reise niederlassen willst, sitzt ein Mann mit blassem Gesicht, der etwas größer und etwas jünger ist als du, höchstens vierzig, dessen Haare etwas ergrauter sind als deine, dessen Augen hinter starken Brillengläsern blinzeln und der die Finger seiner langen beweglichen Hände mit den abgekauten, vom Tabak gebräunten Nägeln im ungeduldigen Warten auf die Abfahrt nervös ineinanderschlingt und wieder löst, aller Wahrscheinlichkeit nach der Besitzer dieser schwarzen Tasche voller Akten, von denen du an einer Stelle, an der die Naht geplatzt ist, einige verschiedenfarbige Ecken siehst, und voller einheitlich gebundener, ohne Zweifel sehr langweiliger Bücher, dieser Aktentasche, die über ihm in dem metallenen Gepäcknetz an der Wand zum Gang lehnt und die wie ein Emblem oder eine erläuternde Überschrift zu ihm wirkt, die, wiewohl sie nicht aus Wörtern, sondern einer Sache besteht, doch nicht weniger erklärend oder weniger rätselhaft ist.

Diesen Mann reizt du, weil du so unbeweglich dastehst und ihn durch deine Beine störst, und er mustert dich und möchte dich bitten, dich zu setzen, aber die Worte kommen nicht einmal bis auf seine schüchternen Lippen, und er dreht sich zu der Scheibe und schiebt mit dem Zeigefinger den heruntergelasse-

nen blauen Vorhang, in den die Buchstaben SNCF eingewebt sind, zur Seite.

Auf der gleichen Bank wie er, neben einem im Augenblick unbesetzten Platz, der jedoch durch einen langen, in einer schwarzen Seidenhülle steckenden Schirm belegt ist und über dem sich im Netz ein leichtes, mit imprägniertem schottischem Tuch überzogenes Kofferchen befindet, dessen zwei dünne Messingschlösser glänzen, sitzt ein blonder junger Mann (sicher hat er seine Militärdienstzeit schon hinter sich) mit einem Anzug aus hellgrauem Tweed und einer Krawatte aus schrägen roten und violetten Streifen, der in seiner rechten Hand die linke einer dunkelblonden jungen Frau hält und damit spielt, indem er mit dem Daumen ihre Handfläche streichelt, während sie ihm voller Behagen dabei zuschaut; einen Augenblick lang hebt er seine Augen zu dir, senkt sie aber sofort wieder, als er merkt, daß du ihn beobachtest, ohne jedoch mit seiner Liebkosung innezuhalten.

Es sind nicht nur zwei Verliebte, sondern zwei Jungvermählte, die beide einen neuen goldenen Ring tragen; vielleicht sind sie auf der Hochzeitsreise, und sicher haben sie für diesen Zweck die beiden großen, gleichartigen, nagelneuen Schweinslederkoffer gekauft – es sei denn, sie wären das Geschenk eines großzügigen Onkels –, die über ihnen aufeinander im Gepäcknetz liegen und die beide mit kleinen Lederanhängern für Namensschilder versehen sind, die an winzigen Riemchen an den Griffen hängen.

Sie sind die einzigen im Abteil, die ihre Plätze haben reservieren lassen: die gelblich-braunen Zettel mit den großen schwarzen Nummern hängen unbeweglich an der vernickelten Stange über ihnen.

Auf der anderen Seite, links vom Fenster, allein auf dieser Bank sitzend, versucht ein ungefähr dreißigjähriger, schon etwas be-

leibter Geistlicher, der, bis auf die nikotinbraunen Finger der rechten Hand, von peinlicher Sauberkeit ist, sich in sein reich mit Bildern geschmücktes Gebetbuch zu versenken, über sich seine asphalt-schwarze Aktentasche, deren langer Reißverschluß zum Teil offensteht wie das mit ganz kleinen Zähnen besetzte Maul einer Wasserschlange. Dort hinauf hebst du mühsam wie ein lächerlicher Jahrmarktsathlet, der ein enormes Gewicht aus hohlem Eisen an seinem Griff hochwuchtet, mit einer Hand deinen Koffer (denn in der anderen hältst du noch immer das Buch, das du soeben gekauft hast), den Koffer aus flaschengrünem, genarbttem Leder, mit den geprägten Initialen „L. D.“, der ein Geschenk deiner Familie zu deinem vorletzten Geburtstag war und der damals recht elegant und dem Direktor des Pariser Büros der Schreibmaschinenwerke Scabelli durchaus angemessen schien, der auch heute noch einen passablen Eindruck macht, trotz der Flecke, die man bei genauerem Hinsehen bemerkt, und trotz des heimtückischen Rostes, der an seinen Beschlägen zu nagen beginnt.

Durch die Scheibe hindurch, zwischen dem Geistlichen und der zierlichen jungen Frau, bemerkst du, hinter einer zweiten Scheibe, im Inneren eines anderen Waggons älterer Bauart, der noch gelbe Holzbänke und aus Strick geflochtene Gepäcknetze hat, im Halbdunkel ziemlich undeutlich hinter den vielfältigen Spiegelungen auf der Scheibe einen Mann von gleicher Statur wie du, dessen Alter du nicht genauer angeben und dessen Kleidung du nicht genauer beschreiben könntest, der noch langsamer als du die gleichen müden Bewegungen ausführt wie du soeben.

Nachdem du dich gesetzt hast, streckst du deine Beine zu beiden Seiten von denen des Intellektuellen aus, dessen Gesicht Erleichterung zeigt und der endlich seine Finger ruhig hält; du knöpfst deinen dicken, wolligen, mit changierender Seide ge-

fütterten Mantel auf, schlägst seine Schöße zurück und entblößt so deine Knie in den Hosenbeinen aus dunkelblauem Tuch, deren Falten, obwohl erst gestern aufgebügelt, schon wieder zerdrückt sind; mit der rechten Hand nimmst du deinen genoppten Wollschal ab (seine perlgrauen und strohgelben Knötchen erinnern dich an Rühreier), legst ihn nachlässig zusammen und stopfst ihn in die weite Tasche, die bereits ein Päckchen Gauloises bleues, eine Schachtel Streichhölzer und natürlich auch mit Schmutz vermischte Tabakkrümel enthält.

Dann ergreifst du energisch den Türgriff, dessen dunkler Eisenkern bereits unter einem winzigen Riß seines Chromüberzugs hervorkommt, und bemühst dich, die Schiebetür zu schließen, die aber nach einigen Rucken überhaupt nicht mehr von der Stelle zu bewegen ist, im gleichen Augenblick, als hinter der Scheibe zu deiner Rechten ein kleiner Mann mit rosiger Gesichtsfarbe erscheint, der einen schwarzen Mantel und eine Melone trägt und sich, genau wie du vorhin, durch die Öffnung zwängt, ohne allerdings überhaupt erst zu versuchen, den Spalt zu vergrößern, so als sei er nur allzu sicher, daß dieses Schloß und diese Gleitschiene nicht richtig funktionieren könnten, und der sich schweigend, während du deine Beine zurückziehst, mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung der Lippen und Augenlider entschuldigt, daß er dich stört, ein Engländer wahrscheinlich, sicher der Besitzer dieses schwarzen seidenen Regenschirms, der auf dem grünen Polster liegt, den er auch tatsächlich ergreift, um ihn zusammen mit seinem Hut – dem bisher einzigen im Abteil – auf die schmale, aus mehreren Leisten bestehende Ablage unter dem Gepäcknetz zu legen, ein Mann, der ohne Zweifel nur wenig älter ist als du, dessen Haupt jedoch schon wesentlich kahler ist als das deine.

Rechts von dir, durch die kühle Scheibe, an die du deine Schläfe lehnt, und durch das halboffene Gangfenster hindurch, vor

dem soeben eine Frau mit einer Nylonkapuze etwas keuchend vorbeigeeilt ist, siehst du die sich kaum vom grauen Himmel abhebende Bahnsteiguhr, auf deren Zifferblatt der dünne Sekundenzeiger ruckweise seine Kreisbewegung beschreibt, während die anderen Zeiger acht Uhr acht angeben, und damit noch eine Frist von zwei Minuten bis zur Abfahrt. Ohne das Buch aus der Hand zu legen, das du, fast ohne stehenzubleiben, in der Bahnhofshalle gekauft hast, im Vertrauen auf die Reihe, in der es erschienen ist, nicht einmal den Titel oder den Namen des Autors lesend, entblößt du an deinem Handgelenk die bisher unter der dreifachen Hülle des weißen, blauen und grauen Ärmels von Hemd, Rock und Mantel verborgene, an einem roten Lederarmband befestigte, rechteckige Uhr mit ihren grünen, nachts leuchtenden Ziffern, auf der es acht Uhr zwölf ist und deren Zeiger du zurückstellst.

Draußen windet sich ein Elektrokarren durch die graue, sich drängende, geschäftige Menge, deren Grüppchen durcheinandergeraten und die versucht, die aus den Lautsprechern tönenden Wortfetzen zu verstehen; dann setzt sich der andere Zug geräuschvoll in Bewegung, seine grünen Wagen fahren einer nach dem anderen vorbei, bis der letzte, der sich wie der Rand eines Theatervorhanges zurückzieht, den Blick, wie auf eine ungeheuer breite Bühne, auf einen anderen Bahnsteig freigibt, voller Menschen, mit einer anderen großen Uhr und einem anderen Zug, der sicher erst abfahren wird, wenn der deine den Bahnhof schon verlassen hat.

Es macht dir Mühe, die Augen offenzuhalten und den Kopf nicht herabsinken zu lassen, du möchtest dich bequem in deine Ecke schmiegen und versuchst, für deine Schulter einen günstigen Platz zu finden, aber du drehst und windest dich vergebens; dann erfassen dich die Erschütterung und die Beschleunigung des Zuges.

Der Raum draußen erweitert sich plötzlich; auf dem dicht von Weichen überzogenen Boden nähert sich eine winzige Lokomotive und verschwindet wieder, du hast sie nur wenige Sekunden sehen können, so wie die fleckigen Rückfronten der großen Häuserblocks, die du so genau kennst, wie die gekreuzten Eisenträger, die große Brücke, über die gerade ein Milchauto fährt, die Signale, die Oberleitungsmaste mit ihren Verstreubungen, die Straße, in die man hineinsieht und um deren Ecke gerade ein Radfahrer biegt, die andere Straße, die parallel zu den Schienen läuft und von ihnen nur durch einen gebrechlichen Zaun und einen schmalen Streifen aus struppigem, verwelktem Gras getrennt wird, das Café, dessen eiserner Rolladen gerade hochgeht, den Friseur, der als Ladenzeichen noch einen Pferdeschwanz an einer goldenen Kugel führt, das Lebensmittelgeschäft mit der karminroten Aufschrift, den ersten Vorstadtbahnhof mit seiner auf einen anderen Zug wartenden Menge, die großen eisernen Gasbehälter, die Werkshallen mit den blaugestrichenen Fensterscheiben, den großen, rissigen Schornstein, die Stapel von alten Autoreifen, die kleinen Gärten mit ihren Lauben und Bohnenstangen, die kleinen Villen aus Naturstein, jede in ihrer Umfriedung und mit einer Fernsehantenne auf dem Dach.

Die Häuser werden niedriger, ihre Anordnung wird unregelmäßiger, die Risse im Gewebe der städtischen Besiedlung häufen sich, mit ihnen die Büsche am Rande der Straße, die Bäume, die ihre Blätter verlieren, die ersten Schlammputzen, die ersten Stückchen un bebauten, unter dem niedrigen Himmel kaum noch grünen Landes vor der Hügelkette, die man mit ihren Wäldern am Horizont ahnt.

Hier im Abteil schaukeln wortlos und ohne eine Bewegung zu machen die vier dir gegenüber sitzenden Gestalten hin und her, gewiegt und zugleich mißhandelt von dem ununterbrochenen

Vibrieren, das in unregelmäßigen Abständen durch stachelige Lärmbündel aus gellenden und kreischenden Tönen untermalt wird, indes der auf der anderen Seite sitzende Geistliche sein in schwarzes Leder flexibel gebundenes Gebetbuch mit einem leisen Seufzer der Gereiztheit schließt, jedoch seinen Zeigefinger zwischen den mit Goldschnitt verzierten Seiten läßt, während das weißseidene schmale Band des Buchzeichens herunterbaumelt.

Plötzlich wenden sich alle Blicke zur Tür, die ohne sichtbare Anstrengung mit einem einzigen Schulterstoß von einem schnaufenden, rotgesichtigen Mann weit geöffnet wird, der im Augenblick der Abfahrt des Zuges eingestiegen sein muß, der einen prall gefüllten Koffer ins Netz hebt und ein notdürftig in Zeitungspapier eingeschlagenes, ungefähr kugelförmiges und nur mit einem schäbigen Bindfaden verschnürtes Paket daneben wirft, sich dann neben dich setzt, seinen Regenmantel aufknöpft, das rechte Bein über das linke schlägt und eine Filmillustrierte mit farbiger Titelseite aus der Tasche zieht, deren Bilder er zu betrachten beginnt.

Sein grobes Profil verbirgt dir das des Geistlichen, von dem du nur noch die Hand siehst, die auf dem Fensterrand liegt und in der allgemeinen Erschütterung zittert und mit deren Zeigefinger er mechanisch, inmitten des Lärmes unhörbar, auf die längliche Metallplatte trommelt, auf der, wie du weißt, die zweisprachige Aufschrift steht (denn in Wahrheit kannst du sie gar nicht lesen, sondern nur ihre horizontalen, durch die Perspektive verzerrten Buchstaben einen nach dem anderen erraten): *Il est dangereux de se pencher au dehors – E pericoloso sporgersi.*

Hastig und in unaufhörlicher Folge wischen die schwarzen Striche der Zement- und Eisenmaste über die Fensterscheibe, heben und senken, entfernen und nähern, kreuzen, vervielfältigen

und vereinigen sich die Telegraphendrähte, in rhythmischen Abständen unterbrochen von ihren Isolatoren, einem komplexen System von Notenlinien vergleichbar, in dem die Töne und ihre Zusammenklänge nicht durch Zeichen, sondern durch das einfache Spiel der Linien angegeben sind.

Etwas weiter entfernt dreht sich mit ein wenig langsamerer Bewegung die immer seltener von Dörfern oder Häusern unterbrochene Masse der Wälder um sich selbst, öffnet sich auf einen Durchblick und faltet sich wieder zusammen, als ob sie sich hinter einem ihrer Teile verberge.

Es ist ein ausgedehnter Wald, an dem der Zug entlangfährt, nein, den er durchquert, denn auf der anderen Seite dieser Scheibe, an die du noch immer deine Schläfe lehnst, jenseits des nun leeren Ganges und seiner Fenster, die du bis zum äußersten Ende des Waggons einander folgen siehst, bietet sich der gleiche Anblick eines dichter und dichter werdenden Hochwaldes.

Die Bahnlinie frißt sich in ihn hinein und bildet einen Graben, der bald so eng wird, daß du den Himmel nicht mehr siehst und sogar der Boden sich zu hohen Wällen aus blanker Erde und schließlich aus Mauerwerk erhebt, auf dem du, einen Augenblick nur, aber lang genug, um sie zu erkennen, auf einem weißen Rechteck die großen roten Buchstaben lesen kannst, die du gewiß, wenn auch vielleicht noch nicht so bald, erwartet hast, die du so oft schon gelesen hast, nach denen du auf jeder Fahrt ausspäht – vorausgesetzt, daß es draußen hell ist –, denn sie zeigen dir an, daß entweder die Ankunft nahe ist oder daß die Reise wirklich begonnen hat.

Der Bahnhof von Fontainebleau-Avon zieht vorbei. Jenseits des Ganges hält ein schwarzer Citroën vor der Bürgermeisterei.

Wenn du befürchtet hattest, diesen Zug zu versäumen, an des-

sen Geräusch und dessen Erschütterungen du dich nun wieder gewöhnt hast, so nicht etwa, weil du heute morgen später als vorgesehen aufgewacht wärest. Du hast ganz im Gegenteil nach deinem Erwachen sogleich die Hand nach dem Wecker ausgestreckt, um sein Läutwerk abzustellen, indes das Licht der Morgendämmerung begann, die Falten des in Unordnung befindlichen Bettzeugs herauszuarbeiten, das aus der Dunkelheit auftauchte wie besiegte Gespenster auf diesem weichen und warmen Boden, von dem du dich loszureißen versuchtest.

Den Blick zum Fenster wendend, hast du die einst schwarzen Haare Henriettes und ihren Rücken gesehen, der sich vor dem ersten trüben, entmutigenden Licht schwach unter ihrem etwas durchsichtigen weißen Nachthemd abzeichnete und immer deutlicher sichtbar wurde, je weiter sie die eisernen Fensterläden öffnete und mit lautem Geräusch zur Seite klappte, diese Läden, deren Spalten mit dem schwarzen, flockigen Schmutz der Stadt bedeckt sind und hie und da rote Rostflecke aufweisen, die aussehen wie geronnenes Blut.

Frische, rauhe Luft hat sich im ganzen Zimmer verbreitet und deine Nasenflügel gestreift, und da die sechs Fensterscheiben nun vollständig sichtbar geworden waren, ist sie fröstelnd, mit ihrer rechten Hand den unnützerweise mit einer armseligen Spitze geschmückten Kragen über ihrer erschlafften Brust zuhaltend, zu dem Louis-Philippe-Schrank gegangen, um ihn zu öffnen, wobei sich in seiner Spiegeltür das Bild der Zimmerdecke mit ihren Stuckverzierungen und dem Riß, der von Monat zu Monat größer wird und den du schon seit langem hättest zugipsen lassen müssen, in einer einzigen Bewegung um sich selbst gedreht hat, während in dem diffusen, spärlichen, wie durch unzählige Schieferlamellen gesiebten Licht selbst das Mahagoni fast farblos erschien und nur ein kupferfarbener, mehr rötlicher als wirklich roter Reflex auf der Ecke der

Schmuckleiste zitterte. Zwischen all den auf ihren Bügeln hängenden Kleidungsstücken, deren Ärmel schlaff und ohne Rundung herunterfielen, als ob sie die steifen Drahtarme der in ihrem Schweigen und ihrem leichten Schaukeln mitleidslos ironischen Schatten der früheren Frauen Ritter Blaubarts bekleideten, hat sie ihren Morgenrock mit den grauen und gelblichen Karos herausgenommen und übergezogen, der ihr bei ihrem müden, grämlichen Gesicht, in dessen Zügen Mißtrauen lag, das Aussehen einer Kranken gab.

Gewiß war in diesem Moment wenig Sanftmut in ihrem Blick, aber warum mußte sie auch aufstehen, wo du dich doch sehr gut allein zurechtgefunden hättest, wie das verabredet war, wie du das schon so oft getan hast, wenn sie mit den Kindern in den Ferien war, unfähig, sobald sie zu Hause ist, dir zuzutrauen, daß du mit diesen Kleinigkeiten allein fertig werden könntest, und immer in der Einbildung lebend, dir unentbehrlich zu sein, und bestrebt, dich davon zu überzeugen.

Du hast gewartet, bis sie das Zimmer verlassen hat, wobei sie die Tür leise hinter sich schloß, damit die Jungen, die nebenan schliefen, nicht geweckt würden; dann hast du deine Uhr am Handgelenk festgemacht (es war kaum später als halb sieben), dich auf den Bettrand gesetzt, deine Füße in die Pantoffeln gesteckt, dich am Kopf gekratzt, während du durch die Scheiben hindurch zerstreut die Kuppel des Panthéons betrachtetest, die sich kaum vom grauen Himmel abhob, und dir dabei Gedanken über den Gesichtsausdruck deiner Frau machtest, dir natürlich nicht die Frage vorlegtest, ob sie überhaupt etwas ahne, denn das war nur allzu gewiß, dich aber fragtest, was sie sich wohl nun genau vorstelle, und insbesondere, wieweit sie dich gerade in bezug auf diese Reise durchschaue.

Natürlich hast du gern den Milchkaffee getrunken, den sie dir gewärmt hat, aber er war absolut überflüssig, was auch sie

wußte, denn du wolltest sowieso im Speisewagen frühstücken. Auf dem Treppenabsatz hast du nicht gewagt, ihren traurigen Kuß zurückzuweisen.

»Dir bleibt noch genügend Zeit; in der ersten Klasse findest du ja immer noch einen Platz.«

Wieso wußte sie, daß du diesmal keinen Platz hattest reservieren lassen? Hattest du ihr das wirklich selbst gesagt? Und warum eigentlich? Wie dem auch sei, eines weiß sie auf alle Fälle nicht, das ist sicher, nämlich in welcher Wagenklasse du fährst und daß du diese Reise, um die dich keineswegs die Firma Scabelli gebeten hat und die auch nicht von ihr bezahlt wird, ohne Wissen deiner Direktoren in Rom und deiner eigenen Angestellten in Paris unternimmst.

Sie hat die Wohnungstür hinter dir geschlossen, noch ehe du die ersten Stufen hinabgestiegen bist, und hat sich damit der letzten Gelegenheit beraubt, Mitleid in dir zu erwecken; doch es ist klar, daß sie das gar nicht gewollt hat, daß sie, als sie heute morgen aufstand, um dir zu helfen, das nur aus Gewohnheit tat, allenfalls aus einem gewissen Mitleid, in das sich Verachtung mischte, es ist klar, daß von euch beiden sie all dessen am meisten überdrüssig ist. Warum willst du ihr vorwerfen, daß sie dir nicht einmal nachgeblickt hat, als du nach diesen wenigen, vielleicht sarkastisch gemeinten Worten weggegangen bist, auf die du nichts zu antworten wußtest, nichts hast antworten wollen, da es doch am besten für euch beide gewesen wäre – wie du doch meinst, nicht wahr –, wenn sie überhaupt nicht aufgestanden, nicht einmal wach geworden wäre, wenn du sie verlassen hättest, während sie noch schlief, während sich unter ihren tiefen Atemzügen die Bettdecke hob und senkte, was in dem dunklen Zimmer, dessen Fensterläden du gar nicht geöffnet hättest, kaum wahrnehmbar gewesen wäre.

Wenn du befürchtet hattest, diesen Zug zu versäumen, der jetzt

mit gleichmäßiger Geschwindigkeit zwischen den kahlen Feldern und braunen Gehölzen dahinrollt, so nur, weil du mehr Zeit als vorgesehen gebraucht hast, um ein Taxi zu finden, weil du mit deinem Koffer in der Hand die ganze Rue Soufflot hast hinuntergehen müssen und es dir erst an der Ecke des Boulevard Saint-Michel vor dem Café Mahieu, nach mehreren vergeblichen Versuchen, gelungen ist, einen Citroën anzuhalten, dessen Chauffeur sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, dir die Tür zu öffnen oder dir beim Verstauen deines Koffers zu helfen, was dich auf den absurden Gedanken gebracht hat, daß er dir am Gesicht ablesen könne, daß du diesmal in der dritten Klasse und nicht wie sonst in der ersten reisen würdest; wobei dich ganz besonders irritierte, daß dir plötzlich bewußt wurde, daß du reagiertest, als ob du darin etwas Entehrendes sähest – verworrenes Durcheinander deines morgendlichen Denkens, das noch ganz von zähflüssigen Halbträumen umfassen war. Genau wie jetzt in die rechte Ecke zurückgelehnt, hast du die Stämme der Bäume auf den noch unbelebten Bürgersteigen vor den noch geschlossenen Geschäften vorbeiziehen sehen, die Kirche der Sorbonne und den noch leeren Platz davor, die Ruinen, die man die Thermen des Julianus Apostata nennt, obwohl sie wahrscheinlich schon vor der Zeit jenes Kaisers gebaut worden sind, die Halle aux Vins, das Gitter des Jardin des Plantes; zu deiner Linken über dem Geländer des Pont d'Austerlitz zwischen den Türmen anderer Kirchen: den Chor der Kathedrale auf ihrer Insel, zu deiner Rechten: den Turm des Bahnhofs mit seiner Uhr, auf der es gerade acht war.

In dem Augenblick, als du den Beamten an der Sperre, der deine Fahrkarte lochte, nach dem Bahnsteig fragtest, sahst du, daß du davor standest, denn dein Blick fiel auf die imitierte Uhr, deren bewegungslose Zeiger die Abfahrtszeit des Zuges, acht Uhr zehn, anzeigten, und auf das Schild mit den wichtigsten